

Dankrede zur Verleihung
des Ernst-Meister-Preises
für Lyrik

Eine Grammatik des Universalen

Jochen Winter

Es sind die Orte, die mich ergreifen, erziehen, erwecken. Orte, die Magnet sind, Stimme, übermächtige Gegenwart. Orte, die erblickt, erlauscht sein wollen, zugleich aber ganz sich selbst genügen, die ihrerseits sehen, hören, seit Anbeginn unzählbar Vieles gesehen, gehört haben und nun, aufgeladen mit Inhalten, Mustern, Kräften, beständig Impulse aussenden, empfangen, Zeichen übermitteln, austauschen, chiffrierte Botschaften.

Orte, die sich öffnen, um an einer genau markierten Stelle behutsam anzuzeigen, dass ihr Kern verborgen bleibt, die Grobes verdichten, um ähnlich den Kristallen das Licht feiner widerzuspiegeln, die erhellen, um den Schatten zu zeigen, der die Formen umgibt – all das manchmal im selben Augenblick.

Orte, die atmen, vibrieren, aufblühen wie Körper, die dann langsam an Intensität verlieren, verharren, verfallen und so dem schöpferischen Rhythmus gehorchen, durch den sie wieder und wieder auferstehen werden. Orte, die in sich versunken scheinen in die geologischen und biologischen Prozesse, denen sie ihr Dasein, ihren Wandel im Laufe von Äonen verdanken, die plötzlich jedoch, wenn der Mond über ihnen aufsteigt oder wenn der Sternenschnur ihre Konturen gegen die Nacht zeichnet, leidenschaftlich bekunden, dass sie immer schon teilgenommen haben an den notwendigen oder auch zufälligen Ereignissen, welche den Kosmos regieren. Orte also, deren Vergänglichkeit eine Ahnung vermittelt von der Ewigkeit, sche-

menhaft vorhanden in Sedimenten, Gezeiten, Zyklen. Orte, ungeschützt, die ihren Schliff durch Salzhauch, Regen, Wind erhalten, die solche und andere Einflüsse des Meeres, des Himmels vermischen, um ein empfindliches Gleichgewicht zu erzeugen, wundersame Ordnung zwischen heftiger Turbulenz und völliger Statik. Orte schließlich, die bloße Erde sind, unberührt fast wie in der Zeitenfrühe, belebte oder vermeintlich tote Materie, Schönheit, Größe, Versprechen. Derartige Orte sind es, die mich binden und dadurch befreien, die mich bergen und dadurch aussetzen.

Das Ich und das Andere

Ich habe über verschiedene Orte in der einen, umfassenden Natur gesprochen, weil diese meinem Gedicht Quelle und Nahrung ist. Von ihr nimmt es seinen Ausgang, von ihr bezieht es, gleichsam durch eine Nabelschnur, jene Substanzen, Strukturen, Maßstäbe, die ihm zugrunde liegen, seine Gestalt prägen. Demnach steckt die Natur den Rahmen ab, innerhalb dessen sich das Gedicht entfaltet, stellen ihre Prinzipien und Phänomene untrügliche Fixpunkte dar, an denen es sich ausrichtet. Unmittelbar konfrontiert mit dem Raum soll es zu einem Abbild der organischen, energetischen Wirklichkeit werden, das ihre sichtbaren und unsichtbaren Aktionen, Reaktionen mehr oder weniger deutlich zeigt.

Das Gedicht selbst strebt also danach, Ort zu sein, Ort der ursprünglichen Begegnung des Ich mit dem Anderen. Das

Andere, ob Landschaft oder Körper, ob Welle oder Stern, ist das, was mir vor- aufgeht und nachfolgt, was mich be- dingt und übersteigt, ist objektive Gege- benheit, der ich mich stellen und unter- werfen muss. Durch eine betörende An- ziehungskraft werde ich gezwungen, mich der Landschaft, dem Körper zu überlassen, mich der Welle, dem Stern geduldig anzunähern und mit ihren Pulsschlägen, ihren Schwingungen für einen dauernden Moment übereinzu- stimmen.

Ich werde mir förmlich entrissen, ver- gesse mich, verliere mich in einem Glanz, einem Klang – bin, weil ich Wesen unter Wesen, Ding unter Dingen bin. Ange- sichts des Anderen schwinden meine Per- sona, meine Beschränkungen, meine Kontingenz; indem es mich durchdringt, erfüllt, reduziert auf die namenlose Mitte, umschließt es mich und wird zur zweiten, eigentlichen Hülle: Ich erlösche, um im Du zu erwachen. Eben darauf zielt das Verlangen, immer unstillbar, da der je- weilige Gegenstand äußerst vielschichtig und abhängig ist von den Wechselbezie- hungen, die er zu nächsten und fernsten Gegenständen unterhält, mithin ins Un- endliche reicht.

Dort erst, im höchsten Inbegriff des Anderen, nie zu hinterfragen, nie zu ver- einnahmen, treffen sämtliche Bezüge zu- sammen, und von dorthier, aus jener ele- mentaren, Stoff und Geist vereinigenden Wahrheit, spannt sich dieses immense Netz auf, das Universum, mit der Erde als winzigem Knoten, der bei hiesiger Per- spektive gleichfalls zum Netz wird. Noch die kürzeste Masche, noch die scheinbar niedrigste Ebene enthalten Hinweise da- rauf, dass sie einer Einheit angehören, in sich abgestuft, dynamisch, durch und durch organisiert.

Ein Maß inmitten des Maßlosen

Das Gedicht nun steht vor der gewalti- gen, stets vom Scheitern bedrohten Auf-

gabe, den Verhältnissen, Verknüpfungen, Verzweigungen solchen Gewebes Aus- druck zu verleihen. Damit stellt es zuerst einmal klar, dass der Schwerpunkt der Welt nicht im Ich, nicht in psychischen Reflexen, nicht in Gedanken, Stimmun- gen oder gar Meinungen liegt, sondern im Anderen, im physischen Gegenüber, in universalen Konstanten und Variablen. Sie erschaffen und gewährleisten das Kontinuum, worin Anfang und Ende in- einander übergehen, bewirken die Ent- sprechung zwischen den Teilen, reihen Figur an Figur, wie Buchstaben eines Al- phabetes, und ergeben so eine verschlüs- selte Schrift. Diese bruchstückhaft zu ent- schlüsseln, zu lesen und in die ihm eigene Sprache zu übertragen – daran arbeitet das Gedicht.

Sein Text rekonstruiert die Textur, das Gewebe, repräsentiert, in Ansätzen, eine Grammatik des Universalen, deren Syntax der Algebra und der Kombinatorik zugetan ist, deren Morphologie ge- speist wird von den Beugungen in der Physik, den Brechungen in der natürli- chen Architektur, deren Phonetik die Lehre der Analogie und der Symmetrie mittels Assonanzen und Alliterationen zu Gehör bringt.

Eine Grammatik, die auf die reichhalti- gen Möglichkeiten des Metrums zurück- greift, um derartige Gesetze im beschleu- nigten oder verlangsamten, jedenfalls ge- bändigten Fluss des Verses zu veran- schaulichen, das Disparate zu einer orga- nischen Ordnung zu fügen, ein Maß zu statuieren inmitten des uns beherrschen- den Maßlosen.

Eine Grammatik, die im Rhythmus der allgegenwärtigen Rhythmen schwingt, dadurch jenen Schwebezustand herstellt, in dem die Welt Wort, das Wort Welt ist, Zeichen und Sinn sich decken, Ich und Du verschmelzen und der geglückte Gleich- klang Zauber ausübt, Einhalt gebietet der um sich greifenden Entzauberung. Dieser Grammatik zum Durchbruch zu verhel-

*Jochen Winter bei der Verleihung des Ernst-Meister-Preises
am 11. März 2001 im Karl-Ernst-Osthaus-Museum, Hagen.*

Foto: Stadt Hagen



fen ähnelt in der Epoche des atomisierten Denkens, der betäubten Wahrnehmung einem geradezu revolutionären Unterfangen: Sie fordert nämlich nicht weniger, als dass wir den Blick heben, uns selbst transzendieren, empfänglich und durchlässig werden für den Strahl aus dem Unendlichen.

Der globale Krieg

Sie wissen, was die Stunde geschlagen hat. Die Natur entgleitet uns, zerfällt uns unter den Händen; wir sind die stummen, meist seltsam gleichgültigen Zeugen einer Vernichtung der Lebensgrundlagen, wie sie in der Erdgeschichte wohl nur durch kosmische Katastrophen heraufbeschworen wurde. Zugleich erfahren wir, welche Gegenkräfte die Natur entwickelt, um den hybriden Urheber des Unheils mit Peitschenhieben in die Schranken zu weisen, ja an den Abgrund zu treiben.

Nach den bisherigen Ausführungen brauche ich kaum zu betonen, dass dieser globale Krieg vornehmlich aus der tiefen Kluft zwischen dem Ich und dem Anderen resultiert. Indem das Ich darauf drängte, mit dem von seiner unerbittlichen Rationalität entworfenen technologischen Instrumentarium über das Andere zu triumphieren, sich dessen völlig zu bemächtigen, lieferte es die Wesen und die Dinge einem Spaltungsprozess aus, der sie allmählich zum Verschwinden bringt. Zwangsläufig, eben weil das Ich Teil des Ganzen ist, spaltete es dabei auch die eigene Existenz, kommt es sich immer mehr abhanden. In dieser doppelten Entfremdung gegenüber der Welt und gegenüber dem Selbst befinden wir uns nun; sie hat uns zu Heimatlosen gemacht, die außen

wie innen vor verschlossenen Türen stehen.

Die geistige Dimension jenseits des Menschen

Die Dichtung kann sie wieder auftun, kann die zerbrochene Brücke zwischen dem Menschen und der Erde, dem Himmel neu errichten, kann der allgemeinen Entwertung begegnen dank einer Abwertung des dünnlichen Ich und einer Aufwertung des missachteten Anderen. Dazu erinnert sie sich der ihr seit jeher innewohnenden visionären Potenz: Anstatt unaufhörlich zu illustrieren, was ist, antizipiert sie, was noch nicht ist, anstatt weiter zu deformieren versucht sie zu regenerieren, anstatt leichtfertig zu ironisieren, beharrt sie darauf, zum Zentrum zu gravitieren.

Mit einem Wort: Das durch die Moderne begründete, ausgestaltete, inzwischen aufgezehrte Erbe der Negation lässt ihr keine Wahl, als eine erste Affirmation zu wagen. Von dieser Idee geleitet, geht sie uns jetzt voran. Eingedenk ihres Auftrages rückt sie uns die Elemente und Körper so nah vor Augen, dass wir sie abermals berühren, entdecken möchten, offenbart sie die Komplexität des Seienden durch Verse, in welche das Wissen aus sämtlichen Erfahrungsbereichen und Disziplinen einschießt, führt sie die Schwerkraft des Wandelbaren zurück auf die Schwerelosigkeit des Unwandelbaren. Deshalb bedeutet ihre Besinnung auf das Physische letztlich die Anerkennung des Metaphysischen, der geistigen Dimension jenseits des Menschen, die er ebenso wenig besitzt wie den eigenen Atem, an der er jedoch atmend teilhat. Allein dieser Hauch schenkt ihm und seiner Dichtung Transparenz, Hellsicht, künftiges Leben.

Jochen Winter

Entsprechung

Ahme, vor dieser Welle, die sich auftürmt
Zum Berg, mit nackten, endlichen Armen nach
Das meerweit gespannte, waagerechte Maß –

Dann hält sie jäh inne, einen Lidschlag lang,
Da Fließen und Erstarren, ununterscheidbar,
Vereinigt sind im Kamm aus eisigem Glanz:

Von dort erfährst du, harrend, treibend, die Weise,
Wie jedes zweifach teilhat am nie Geteilten,
Um fortzudauern, wo Formen Schweigen gleichen –

Wurzel geworden, zugetan dem Oben,
Durchdringst du, dir selbst voraus, den Körper All,
Umfängst, die dich binden, bergen: Wasser, Erde –

Noch wenn das Ufer rauschüberschwemmt, noch wenn
Die Flut ihren Schleier sprüht, gesteigert stürzt.

Kohärenz

Unter den Ewigkeitslettern verborgener
Schrift, erschimmernd als Sternenreihe vor
Dunkler Materie, ausgesetzt ältestem
Licht, bin ich der seit je schon Erloschene –

Bin, im rein Ephemeren, ein Spiegel des
Kosmischen Ich, ein Atom seines Staubs, der sich
Sieht mit diesem entfernten Auge und
Liest aus dem Kern alphabetische Ordnungen –

Universell bin ich: Wort, das von ähnlichen
Wörtern spricht, als Kristall zu funkeln, zu
Schwingen wie Sonnen, wie Ströme, durchziehend den
Raum, wo Welle auf Welle das Ganze wiegt.

*aus: Jochen Winter, Die Inschrift der Erde. Gedichte.
Agora Verlag Berlin*